

Abend der Begegnung: Lebensgeschichte im Kontext der Zeitgeschichte

von
Hans-Jürgen Fraas

Liebe Kolleginnen und Kollegen,

herzlichen Dank für die Einladung – es ist schön, noch einmal in Ihre Gemeinschaft einzutauchen. Ich weiß nicht genau, was Sie von mir erwarten. Ich werde jedenfalls nicht in Ihre Tagesdiskussion eingreifen. Es wäre vermessen, nach zehn Jahren Ruhestand unmittelbare Kompetenz zu beanspruchen. Außerdem soll der Abend ja einen gewissen Unterhaltungswert haben! Ich werde ein wenig über meine wissenschaftliche Biographie erzählen, die zugleich ein Stück Zeit- und Wissenschaftsgeschichte spiegelt. Dabei zeigt sich, gerade wenn ich Ihr heutiges Tagungsthema vor Augen habe, in erstaunlicher Weise die Wahrheit des Satzes, dass es „nichts neues unter der Sonne“ gibt, freilich in immer neuen Konstellationen, sodass auch die andere Weisheit stimmt, man könne „nicht zwei mal im gleichen Fluss baden“.

Die Vorgeschichte meiner „religiösen Karriere“ weist eine Besonderheit auf: Ich habe als Schüler nicht eine einzige Stunde Religionsunterricht erlebt. Die Grundschulzeit fiel in die Zeit des Nationalsozialismus, unter dem es jedenfalls bei uns in Dresden keinen RU gab, und die Gymnasialzeit an der Kreuzschule in Dresden unter den Sozialismus, der den RU generell abgeschafft hatte

Erste Unterrichtserfahrungen machte ich im Konfirmanden-Unterricht in der damaligen Weise, den Kleinen Katechismus und Gesangbuchverse auswendig zu lernen. Mit „Kirche“ kam ich, von der Konfirmation abgesehen (mein Elternhaus war religiös, aber nicht kirchlich) in der Kreuzschule in Kontakt durch die Junge Gemeinde: Wir, eine Gruppe von Schülern, hielten an jedem Morgen vor Unterrichtsbeginn in den frei geräumten Kellern einer nahe gelegenen zerstörten Kirche eine Morgenandacht.

Die Zeit war gekennzeichnet durch die harte Konfrontation zwischen Staat und Kirche, FDJ und Junger Gemeinde. Später hat der Staat gegenüber der Kirche eine andere Taktik eingeschlagen, die für die Kirche viel gefährlicher war (Ironisierung des Glaubens, etwa in der Feststellung Gagarins über den Himmel); denn Druck erzeugt Gegendruck, und junge Menschen lassen sich lieber zur Konfrontation herausfordern, als dass sie sich der Lächerlichkeit preisgegeben sehen.

Aus diesen frühen Erfahrungen habe ich erste Konsequenzen gezogen. Den fehlenden Unterricht habe ich nie als Mangel oder als Benachteiligung empfunden! Das positive soziale Klima im ersten Lebensabschnitt scheint mir für eine spätere Glaubenshaltung wichtiger zu sein als frühe Belehrung. So habe ich Eltern, die meinten, ihren Kindern im Blick auf den Glauben nichts in den Weg stellen zu wollen, ihnen selbst aber nichts an Religiosität mitgeben zu können, gern gesagt: Seien Sie einfach gute Eltern – wenn dann später die Begegnung mit Glaubensaussagen eintritt, fallen diese auf den fruchtbaren Boden positiver sozialer Erfahrung.

Ein zweites ist meine Motivation zum Theologie-Studium. Da war in starkem Maß das Neugier-Verhalten im Blick auf die Lehre des christlichen Glaubens, die

Beschäftigung mit Existenzfragen, die Frage nach dem, „was die Welt im Innersten zusammen hält“. Hinzu trat mit Sicherheit (genau kann ich das nicht mehr trennen) die Opposition. Wer sich in der DDR kritisch zur Staatsideologie verhielt, wurde fast zwangsläufig in den Ausstrahlungsbereich der Kirche getrieben. So kam ich über die Theologie zur Kirche und nicht (wie meist) umgekehrt. Das hat meine Sicht des Verhältnisses zwischen Kirche und Theologie lebenslang geprägt.

Und schließlich habe ich eine gewisse persönliche Abneigung gegen Kirchentage, und zwar deshalb, weil mir nach den pathetischen Massenaufmärschen der Nazis und der verordneten Fröhlichkeit der sozialistischen Massenkundgebungen eine gewisse Aversion gegen Massenveranstaltungen jeglicher Art geblieben ist, unabhängig von deren geistiger Ausrichtung.

Mein Theologie-Studium begann ich in Leipzig. Die marxistischen Pflicht-Veranstaltungen waren kein Schaden. Es war viel mehr interessant, die SED-Ideologie mit Marx selbst widerlegen zu können. Nebenbei: Der Dozent für Gesellschaftswissenschaften äußerte am Beginn des Studiums sein Mitleid mit uns Theologen, die wir erst noch Hebräisch lernen müssten, wobei es doch „die Kirche gar nicht mehr gäbe“, ehe wir mit dem Studium fertig seien! Er war davon überzeugt.

Nach vier Semestern gelang mir mit List ein Wechsel an die Humboldt-Universität (freie Wahl des Studien-Orts gab es in der DDR damals jedenfalls nicht). Hier schlug mich die systematische Theologie in ihren Bann, aber nicht die herrschende Dialektische Theologie in der Berliner Ausprägung Heinrich Vogels. Das ästhetisch-geschlossene System hat mich nie überzeugen können; es erinnerte mich in gewissem Sinn an den Sozialismus („auf jede Frage eine Antwort“). Viel mehr faszinierte mich der analytische Ansatz des sehr viel weniger populären Rudolf Hermann, zwischen Luther und Schleiermacher lokalisiert, und es freute mich, als er mir die Promotion anbot. Das Thema war als Alternative zum gängigen Denkschema typisch: „Theozentrische Theologie“ (Adolf Schlatter, Reinhold Seeberg).

Geblichen ist mir davon die Orientierung am Religionsbegriff, die sich zunehmend auf die Frage konzentrierte: Was ist Religion? und: Warum sind manche Menschen religiös, so viele andere (viele meiner Freunde und Freundinnen, eine ständige Herausforderung!) nicht? Geblichen ist auch, den Außen-Stehenden, den Kritikern und Skeptikern in gewissem Sinn näher zu stehen als jenen, denen der Glaube in ihrer Lebenswelt als selbstverständlich erscheint.

Letztendlich kreiste mein Interesse um die Anthropologie. Aber da zeigte sich, dass die (theologische wie philosophische) Anthropologie weitgehend ein Abstraktum darstellt: „Der Mensch“, von dem da die Rede ist – das ist in der Regel der männliche, bürgerliche, erwachsene Intellektuelle auf der Höhe seiner geistigen Entwicklung – ein ideales Stereotyp. Der Bezug auf den real existierenden Menschen fehlte und trieb mich der Psychologie in die Arme. Entwicklungs-, Gender-, Sozialpsychologie, Psychopathologie bilden die konkrete individuelle Außenseite der Anthropologie.

Meine ersten aktiven religionspädagogischen Erfahrungen waren verheerend: Um meinen Lebensunterhalt zu gewährleisten, erhielt ich eine Anstellung als Hilfs-Katechet in Berlin-Lichtenberg. Ohne entsprechende Vorbildung wurde ich ins kalte Wasser geworfen (nachdem es in der DDR keinen RU gab, war auch die katechetische Ausbildung an den Unis nicht nennenswert; in Otto Haenders System der Praktischen Theologie kam Katechetik zwar vor, aber sehr abstrakt und wenig hilfreich für die Unterrichtspraxis). Angesichts der in Lichtenberg herrschenden

Stimmung war ich froh, davon gekommen zu sein, ohne Prügel empfangen zu haben.

„Rettung“ kam mir, als ich von Kurt Aland das Angebot einer Assistenten-Stelle an seinem Institut in Halle erhielt. Ein Vierteljahr nach meinem Amtsantritt war das Institut aber am Ende: Meine Vorgängerin hatte Tonbandmitschnitte von Professorenengesprächen an die Stasi übermittelt, woraufhin eine Gruppe von Professoren verhaftet und Aland unter Hausarrest gestellt wurden (Wochen später gelang ihm die Flucht in den Westen), ich habe ihn nicht wiedergesehen (das Rest-Institut wurde von Konrad Onasch weiter geführt).

Ich saß damit in der politischen Falle. Ich stand unter Beobachtung. Regelmäßig kam z.B. eine Funktionärin aus Berlin, um nachzufragen, welche Schritte ich unternommen habe, um die Fakultät, nun, sagen wir, kommunistisch zu unterwandern, wozu sie mich ständig antrieb. Schließlich zog sich die Schlinge so weit zu, dass mir 1960 nur die Republik-Flucht blieb; zum Glück hatte ich meine Promotion kurz vorher abschließen können.

Vom Notaufnahmелager aus bewarb ich mich bei der Kirchenleitung in München und erhielt die Zusage, dass Bayern mich aufnehmen und fördern wolle – diese großzügige Entscheidung einem völlig Unbekannten gegenüber habe ich der Bayerischen Kirche nicht vergessen. Allerdings – und davon war ich zunächst weniger begeistert, habe aber die Notwendigkeit später eingesehen und zu meiner eigenen Überzeugung gemacht – hieß es: Nicht ohne kirchliche Praxis! So wurde ich im Herbst 1960 in das eben neu gegründete Prediger-Seminar der VELKD in München-Pullach delegiert, ein wunderschönes neues Haus auf dem Niveau eines Drei-Sterne-Hotels, wo ich nicht nur – nebenbei – bayrische Lebensart studieren konnte, sondern vor allem auch endlich die katechetische Ausrüstung erhielt, die mich nun befähigte, als Stadtvikar in München mit einer Fülle von Unterrichtsaufgaben von der Grundschule bis zum Gymnasium tätig zu werden. Nach dem zweiten theologischen Examen wurde ich ordiniertes bayerischer Pfarrer.

Die Kirche hielt Wort mit ihrer Förderungs-Zusage, und im Jahr 1963 kam das Angebot einer Assistenten-Stelle an der PH bei Wenzel Lohff in München-Pasing. Zwar entsprach das nicht meinen systematischen Ambitionen, aber ich ließ mich darauf ein, nun auf Religionspädagogik umzusteigen. Meine Liebe zur Systematik ist mir aber geblieben und damit die Einsicht, dass die Religionspädagogik einer fundierten systematisch-theologischen Grundlage bedarf, um nicht einseitig in (unterrichts-)praktische Fragen abzuleiten. Ich habe es immer als sehr positiv empfunden, dass die Lehrstuhl-bezeichnung „Religionspädagogik u n d Didaktik des RU“ hieß, neben der Unterrichts-lehre also eine basisorientierte grundsätzliche Reflexion zum Problembereich „Religion und Pädagogik, Religion und Bildung“ vorgesehen war (im Gegensatz zu reinen Fachdidaktiken wie der der Mathematik, Geographie usw.).

Da die Münchner Fakultät noch nicht existierte, stellte ich mich im Hinblick auf eine Habilitation bei Kurt Frör in Erlangen vor. Er legte mir das Thema „Geschichte des Kleinen Katechismus“ nahe. Ich war davon nicht gerade angetan (hätte lieber damals schon in Richtung „Psychologie“ gearbeitet; außerdem war das Thema sehr umfangreich – das Literaturverzeichnis mit über eintausend Titeln belegt es, viele Quellen waren angesichts der kriegsbedingten Zerstörung deutscher Bibliotheken nur sehr mühsam aufzuspüren), habe daraus aber doch eine weitere bestimmende Erkenntnis gewonnen: die enorme Wichtigkeit der Geschichte. Ich habe später immer „Geschichte der Religionspädagogik“ gelesen und bedauere zutiefst, dass die

neuen modulatorientierten Studienpläne eine ausführliche Beschäftigung mit der Geschichte hinter bzw. vor den „Konzeptionen“ kaum mehr zulassen. Melanchthon, Comenius, Francke, Rousseau, Fröbel, Herbart, Kabisch usw., unendliche Schätze, in denen so vieles vorgedacht ist, was bis heute aktuell ist, bleiben den Studenten verborgen, ein Jammer.

Das Jahr 1968 bedeutet bekanntlich in vielerlei Hinsicht einen historischen Einschnitt. Ein erstes Ereignis war die Entkonfessionalisierung der Lehrerbildung in Bayern, der gemäß die konfessionellen PHs je mit einem Lehrstuhl der anderen Konfession ausgestattet wurden. So erhielt ich 1969, nach 1968 erfolgter Habilitation, den Ruf an die PH Augsburg. Ich vertrat dort, wie das so üblich war, zunächst die gesamte Theologie einschließlich der Religionspädagogik. Der akademische Betrieb der Bundesrepublik war mir naturgemäß fremd; ich war keinem Netzwerk verbunden, wie ich es später bei den Kollegen erlebt habe, die immer schon in gemeinsamen universitären Traditionen lebten. So habe ich mich zwangsläufig ein wenig als „Einzelkämpfer“ gefühlt. Nach und nach wurde das Unternehmen zu einem Institut mit drei Lehrstühlen ausgebaut.

Die religionspädagogische Situation bis dato war mit Selbstverständlichkeit von der Evangelischen Unterweisung geprägt. Zur gleichen Zeit wurde in Augsburg die Unterrichtsmitschau eingeführt, ein damals hochmodernes Instrument: Lehrer kamen mit ihren Klassen in die PH, und einzelne Stunden wurden im Labor aufgezeichnet. Es gibt eindrucksvolle Zeitzeugnisse, wie der Unterricht damals noch gestaltet war – wir empfinden das heute als Karikatur, wenn z.B. ein Drittel der Stunde darin aufging, dass der Lernstoff vier bis fünf mal aufgesagt wurde: ein Bub, ein Mädchen, einer aus der ersten, der letzten Reihe usw., bis dann der nächste Lernstoff behandelt wurde. Das war zu der Zeit zumindest in Bayern in der Praxis noch gängiger Stil, nur wenige bewegten sich in der Diskussion zwischen „Otto“ und „Stallmann“ und öffneten sich bei geringerer kirchlicher Bindung dem hermeneutischen Verständnis. Dass das Memorieren ganz aus der Mode gekommen ist, kann ich allerdings bis heute nicht als Gewinn bezeichnen.

Die Studenten-Proteste spielten zumindest an den bayrischen PHs eine marginale Rolle. Berechtigte Forderungen nach mehr Diskussionsraum usw. konnten gern erfüllt werden. Mit dem aggressiven Element bin ich viel später, 1985 im Rahmen der Novellierung des Hochschulrahmengesetzes konfrontiert worden, als ich dem Senat der LMU angehörte und wir vom Hausmeister durch den Keller ins Freie geführt wurden, weil das Treppenhaus von militanten Gruppen (weniger wohl Studenten der eigenen Uni, als vielmehr reisende Agitationstrupps) belagert war, die mit Stinkbomben und Garderobe-Ständern als Rammböcken „bewaffnet“ waren.

Neben der genannten Entkonfessionalisierung stand eine allgemeine Entkirchlichung: Das Schlagwort von der „Kirche in der Schule“ war „out“. Die Zeit war vom Abschied von der Dialektischen Theologie gekennzeichnet, der Wende von der Katechetik zur Religionspädagogik und damit einem neuen Verhältnis zwischen Theologie und Pädagogik. Es bedurfte nun unter Aufnahme von Entwicklungen des 19. Jh. einer Begründung des RU als anthropologischer, historischer und gesellschaftlich-kultureller Notwendigkeit.

Die Konzeptionen von RU folgten immer rascher aufeinander. Ich habe mich an deren Ausarbeitung nicht beteiligt. Das taten andere; mir ging es immer mehr um die anthropologischen Rahmenbedingungen. Dem kam die „anthropologische Wende“ entgegen, mit einer stärkeren Hinwendung zu Paul Tillich und dessen Brückenschlag zur Psychologie.

„Rahmenbedingungen“ – das heißt, mir wurde deutlich, dass die Beschränkung der Religionspädagogik auf die Schule zu eng ist: Schule ist nicht die einzige Instanz, der das Kind ausgesetzt ist. Das führte zum Gedanken des „Gesamt-Katechumenats“ (später der „Gemeindepädagogik“), der von Rosenbohm, Henkys u.a. ins Gespräch gebracht wurde.

Im Mittelpunkt stand das – offensichtlich bis heute aktuelle – Thema des Verhältnisses zwischen RU und KonfU. Es konnte nicht darum gehen, die Erziehungsbemühungen zu verdoppeln (erst betrieben beide Katechetik, dann arbeiteten beide problemorientiert usw., immer in Konkurrenz zueinander), sondern es musste ein Gesamtdach entwickelt werden, unter dem die jeweils spezifische einander zugeordnete und sich ergänzende Aufgabe zu erfüllen ist. Ich habe mich weniger mit dem KonfU, als eine Zeit lang intensiv mit dem KGD beschäftigt (Wolfgang Longardt, Walter Neidhart usw.).

Diese Horizont-Erweiterung führte mich bald noch weiter: Der Theorieansatz beim schulischen RU ist nicht nur zu eng, sondern auch zu spät: Die Schüler haben schon beim Eintritt in die Schule ein Stück religiöser Biographie hinter sich, auf die es Bezug zu nehmen gilt. Es geht um die Ganzheitlichkeit der Entwicklung in der frühen Kindheit. Damit war ich auf die Sozialisationsforschung gestoßen.

Die Sozialisationsforschung wurde in den 50er Jahren in den USA populär und begann in den Sechzigern (Dieter Claessens 1962, Gerhard Wurzbacher 1963, Helmut Fend 1969) in der BRD eine Rolle zu spielen, gleichzeitig mit den Schriften von Erik H. Erikson. Als Teilaspekt oder eigene Dimension der Sozialisation überhaupt hat die religiöse Sozialisation zu gelten, deren Beginn „spätestens mit der Geburt“ anzusetzen ist. 1973 veröffentlichte ich „Religiöse Erziehung und Sozialisation im Kindesalter“. Eriksons grundlegender Begriff des lebensnotwendigen „Urvertrauens“ als psychologischer Kategorie war für mich ein Brückenbegriff zum „Gottvertrauen“ als theologischer Kategorie und mithin der Frage nach der substantiellen Begründung des Urvertrauens. Erikson selbst hatte die Weiche gestellt, wenn er sagte, religiöse Eltern wüssten, worin ihr Urvertrauen gründe, nichtreligiöse Eltern müssten ihrerseits sehen, wie sie ihre Vertrauenshaltung fundierten. Das entsprach meinem früheren Gedanken, die Psychologie sei die konkrete Außenseite der Theologie, beide seien aufeinander bezogen: Der Glaube (im weitesten Sinn) als innerer Grund des Urvertrauens, das Urvertrauen als äußere Erscheinungsform des Glaubens.

Damit kam die Familie als erste und grundlegende „Sozialisationsagentur“ in den Blick. Mit Hans May zusammen erarbeitete ich 1977 das Elternbuch „Am Anfang des Lebens“, dem wir eine Filmfolge voranstellten, in der reale Erziehungsszenen konfrontiert wurden mit von Schauspielern dargestellten archetypischen Situationen – ein spannendes Unternehmen.

Hintergrund des Sozialisationsgeschehens ist die Gesellschaft, sodass sich zwangsläufig eine Verzahnung ergibt zwischen Identität (der christlich gebrochenen Identität des Sünders in seiner Endlichkeit), Gesellschaft und Tradition des Glaubens. Niederschlag dieser Überlegungen war 1983 mein Buch „Glaube und Identität“. Dabei stehen Glaube als existentielle Haltung und Religion als Kulturgut in einer in der gesellschaftlichen Situation zu unterscheidenden Wechselbeziehung zueinander.

In diese Zeit fällt auch der Aufbau des „Fernstudiums für kirchliche Dienste“, ein VELKD-Unternehmen, an dem ich von Anfang an beteiligt war – wie mir im Nachhinein erscheint eher eine Fehlinvestition.

Eine weitere Konvergenz zwischen meinen Überlegungen und dem Zeitgeschehen ergab sich, als 1974 vom Diakonischen Werk unter Federführung des Comenius-Instituts (Hans-Bernhard Kaufmann) auf dem Hintergrund des DJI das „Religionspädagogische Förderprogramm für den Elementarbereich“ gestartet wurde, an dem ich von Anbeginn aktiv beteiligt war. Den Hintergrund bildete die Kontroverse zwischen Familienerziehung und Kindergarten. Diese Kontroverse wurde unter den Bedingungen des „Kalten Krieges“ ausgetragen. Kindergarten galt als Zugriff des Staates auf die Familie im Sinn der Kollektivierung der Erziehung und der Hinführung zum sozialistischen Menschen. In den USA herrschte eine stark ideologisierte Familienpolitik, die sich auf die Hospitalismusforschung von R. Spitz stützte und die Familie romantisierte. Dazu gesellte sich die Tatsache, dass der Kindergarten in Deutschland bislang als Bewahranstalt galt, die besonders für die „unteren Schichten“ zuständig sei.

Nun gewann der Kindergarten (der „Elementarbereich“) einen eigenen schichtenunabhängigen Erziehungsauftrag. Dabei kam es auf die Ausbalancierung zwischen Elternrecht und staatlicher Aufgabenstellung an, also: Freiwilligkeit, intensive Elternarbeit, familiennahe Gruppenstruktur, Organisation gemeinsamer Aktionen usw.

Im religionspädagogischen Sektor wurden zwei Schlagworte entwickelt: „Integrierte Religionspädagogik“, was besagen sollte: Das Religiöse erschöpft sich nicht darin, dass der Pfarrer einmal in der Woche kommt und eine biblische Geschichte erzählt, sondern die religiöse Dimension umfasst den gesamten Kindergartenalltag, von der Begrüßung am Morgen bis zur Verabschiedung der Kinder, was dann mit Riten, Symbolen usw. in Verbindung gebracht wurde.

Das andere Stichwort hieß „Situationsansatz“, vergleichbar etwa dem problemorientierten Unterricht, dass nämlich der Aufhänger für den jeweiligen Impuls nicht von einem abstrakten Plan, sondern von Lebenssituationen abhängig gemacht werden sollte. Zum Beispiel entwickelte das DJI eine Lerneinheit „Verlaufen in der Stadt“ – wie kann der KG Kinder vorbereiten, mit der Situation des Sichverlaufens umzugehen. Da hinein waren nun das gesamte theologische Themenfeld des Verlorenen, Verirrten, die Frage von Geborgenheit, Ruhe und Gewissheit usw. zu integrieren.

Eine Gefahr ergab sich daraus, dass das Religiöse leicht „wegintegriert“ wurde, entsprechend der Einstellung „wenn alles schon religiös ist, dann muss ich es nicht mehr eigens thematisieren“. So mussten schließlich auch die Ausbildungspläne für Erzieherinnen entsprechend umgearbeitet werden, um die notwendigen Qualifikationen zu vermitteln.

Ich habe damals nahezu flächendeckend große Teile der Bundesrepublik bereist, um dieses Programm einzuführen und plausibel zu machen. Teilweise ergaben sich Beziehungen über Jahre hin. Mit einer Gruppe in Westfalen (Herford) arbeite ich bis zum heutigen Tag jährlich einmal zusammen, allerdings längst mit allgemein erwachsenenbildnerischen Themen.

Auf eine Anregung Arndt Ruprechts hin kam es dann 1990 zur Ausarbeitung meiner „Religionspsychologie“. Meine speziellen Motive waren einmal der schon genannte Mangel der theologischen Anthropologie im Hinblick auf den konkreten Menschen, zweitens die Tatsache, dass durch die Dialektische Theologie die religionspsychologische Arbeit in Deutschland weitgehend abgebrochen war (die Pastoralpsychologie bildet dabei eine Ausnahme bzw. war bereits früher wieder am Ball), und drittens meine Überzeugung, dass die Theologie die Religionspsychologie

nicht der Religionswissenschaft und der Psychologie überlassen darf, die generell unter der methodischen Voraussetzung des Atheismus arbeiten. Dem gegenüber geht es natürlich nicht um eine positionelle Vor-entscheidung im Sinn des Glaubens, sondern im Gegenteil um die Anerkennung, dass eine negative Vorentscheidung eben auch positionell ist. Die Gottesfrage muss offen bleiben. Wenn ich unter der Voraussetzung arbeite, dass religiöse Erfahrungen selbstverständlich als ausschließlich innerpsychische Prozesse zu interpretieren seien, kann ich dem, worum es der Religion in ihrem Selbstverständnis geht, nicht voll gerecht werden. Insofern sollte es eine Religionspsychologie geben, die die Gottesfrage keineswegs im bejahenden Sinn voraussetzt, aber doch offen hält.

Aus den religionspsychologischen Überlegungen ergeben sich drei Folgerungen: Wichtig erscheinen mir die biographischen Bedingungen aller geisteswissenschaftlichen Entwürfe (im Blick auf Luther gab Erikson selbst das Startbeispiel), das heißt, dass völlig unabhängig von der Wahrheitsfrage immer auch biographische Elemente in den geistigen Entwürfen und Produkten eines Menschen erkennbar sind, was manche Gedankengänge verständlicher macht.

Das gilt auch für den einzelnen Studenten. Ich habe viele Lehrangebote zur Aufarbeitung der eigenen Sozialisation gemacht unter der Frage „Warum bin ich, wie ich bin?“. Die Einsicht in diese Zusammenhänge vermag den eigenen Standpunkt zu relativieren und Toleranz für andere Standpunkte zu eröffnen. Dabei kommen auch traumatisierende Formen von religiöser Erziehung und pathologische Formen von Religiosität in den Blick.

Schließlich bleibt die Frage nach den Äquivalenten bei den nicht im engeren Sinn religiös Sozialisierten – eine Frage, deren Bedeutung in der Begegnung mit den Menschen, die im Sozialismus sozialisiert wurden, enorm an Brisanz gewonnen hat.

Praktisch kam es in diesem Zusammenhang zur Zusammenarbeit mit dem Leiter des Kinderzentrums München, Hubertus von Voss. Wir machten Lehrangebote für Theologen und Mediziner, die von den Medizinern freilich nur geringfügig frequentiert wurden. Inzwischen gewinnt die Einsicht in die Relevanz der Theologie für Medizin und Psychologie ständig an Boden.

Eine andere Aktivität entwickelte sich im Genderbereich. Auf dem Hintergrund der feministischen Theologie trat die Frage nach dem Selbstverständnis des „neuen Mannes“ zwischen Macho und Softi und seiner Rolle in der Kirche auf, die Frage nach einer gender-typischen Religiosität. Auslöser war eine Anfrage der Evangelischen Männerarbeit (Martin Rosowski), Endprodukt neben einigen Tagungsbeiträgen mein Buch „Mann mit Eigenschaften“ 1995.

Auch Stellungnahmen zum Stichwort „Esoterik“ waren eine Zeit lang gefragt im Hinblick auf meine kritische Auseinandersetzung mit dem „Holismus“ Carl Gustav Jungs, nachdem es kaum einen Esoteriker gab, der sich nicht auf Jung berief.

Wieder ein Datum, in dem sich Biographisches und Zeitgeschichtliches kreuzten, war das Jahr 1980, das Jahr meiner Berufung nach München. Sie fiel in die Zeit der Integration der Lehrerbildung in die theologischen Fakultäten, einer Chance, die die Fakultäten als solche nach meiner Erfahrung kaum ergriffen haben.

Die Chance besteht in einer Horizonterweiterung, nämlich der Überwindung der Polarität zwischen theologischer Fakultät/Katechetik und PH/Religionspädagogik, der Re-integration des nachaufklärerischen Religionsbegriffs verbunden mit der Frage nach dem „homo religiosus“, und der Wiedergewinnung der Bildungsthematik und Bildungsaufgabe für die Theologie.

Die Lehrerbildung bedeutet eine Ausdifferenzierung des Berufsfeldes der Theologie im Sinn der „sapientia eminent practica“ und öffnet das Studium auf die Lebenswelt hin (der Pfarramtsstudent gerät leichter in den „elfenbeinernen Turm“ als der Lehramtsstudent, der gleichberechtigt neben der Theologie Geschichte, Kunst, Mathematik, Sport oder was immer studiert).

Das musste/konnte/sollte Auswirkungen auf die Organisationsform des Theologie-Studiums haben im Zurücktreten der philologischen Elemente zugunsten der sozialwissenschaftlichen; Kirchengeschichte und Systematik in ihrer Bedeutung habe ich schon herausgehoben. In meiner Abschiedsvorlesung 2000, die kurioserweise in der von der katholischen Fakultät herausgegebenen „Münchener Theologischen Zeitschrift“ veröffentlicht worden ist, habe ich diese Ideen ausführlicher entwickelt. Meine letzte größere Veröffentlichung „Bildung und Menschenbild in theologischer Perspektive“, aus einer mehrfach gehaltenen Vorlesung hervorgegangen, gibt noch einmal eine Zusammenfassung meiner Gedanken, wie sie sich im Lauf meiner Tätigkeit entwickelt haben.

Nun bleibt nicht mehr viel: Der Fall des Eisernen Vorhangs zog bestimmte Aktivitäten nach sich. Unmittelbar nach der Wende habe ich zusammen mit OKR Horst Reller in Gera ein Programm für Erzieherinnen in nichtkirchlichen Kindergärten gestartet. Es war mühsam, wir sind wie Hausierer von Einrichtung zu Einrichtung gezogen, um für unsere Veranstaltungen zu werben. Nach einigen Abenden ist das Unternehmen gescheitert – möglicherweise war das Unternehmen zu früh angesetzt, die Erzieherinnen waren noch zu sehr auf ihre Vergangenheit fixiert; gewiss hätte es auch sehr viel mehr individueller Kleinarbeit benötigt, als mir das aus der Distanz möglich war. Immerhin ist in dem Verlag „Eltern und Kinder“, den Reller begründet und betrieben hat, neben dem von mir begleiteten „tripp trapp“- Programm meine kleine Schrift „Christlich erziehen – menschlich erziehen. Mit kleinen Kindern die Spuren Gottes erfahren“ erschienen, die sich besonders an Eltern aus der ehemals sozialistischen Gesellschaft wendet.

Vortragstätigkeit auf dem Hintergrund der neuen Öffnung der Gedankenwelt in den bislang sozialistischen Gesellschaften führte mich u.a. nach Prag und nach Archangelsk. Dort fand 1994 ein Bildungskongress statt, nachdem man an der Universität ein „Institut für christliche Bildung“ gegründet hatte, das die Zusammenarbeit mit westdeutschen Religionspädagogen suchte. Das Institut bestand aus sieben Mitarbeitern, zwei praktizierenden orthodoxen Christen und fünf sich selbst als „Atheisten“ bezeichnenden, mit dem quasi entschuldigenden Unterton, sie hätten ja eben „nichts anders gelernt“. Das einzige, was schriftlich vorlag, waren ein paar erhaltene Religionsbücher aus der Zarenzeit.

Schließlich, und damit bin ich bei der Gegenwart und auch am Ende meiner beruflichen Biographie: „Multi-kulti“ soll das letzte Stichwort sein. Mir ist bei der Durchsicht meiner Papiere aufgefallen, dass ich im Jahr 1975 in Karlsruhe beim Diakonischen Werk zum ersten Mal über das Thema „Muslime im evangelischen Kindergarten“ gesprochen habe – eine Frage, die bis heute nicht befriedigend gelöst ist. 1978 sprach ich bei der Hanns-Seidel-Stiftung über „Europa. Lernziel im RU“ – hier sind wir ein gutes Stück weiter gekommen. Zurzeit beschäftigen mich die „geistigen bzw. kulturellen Wurzeln Europas“.

Im Jahr 2000 veranstaltete die Jesuiten-Universität „Unisinus“ in São Leopoldo/Brasilien einen Bildungskongress, bei dem es um den RU an öffentlichen Schulen ging (etwa das, was wir Religionskunde nennen würden). Ich habe dort neben James Fowler den evangelischen Part vertreten. Ungewöhnlich für uns und

typisch für Brasilien: Auf dem Podium saßen völlig gleichberechtigt evangelische und katholische Kirche, Pfingstler, Vertreter von Umbanda (einem afro-brasilianischen Kult) und Vertreter der indianischen Naturreligion. Unvergesslich ist mir ein Indianer mittleren Alters, Stammeshäuptling und Professor für Ethnologie, völlig in sich ruhend und Ruhe ausstrahlend, der mitten in den Wogen der Diskussion in die Debatte warf: „Was wollt ihr, die Sonne geht unter, die Sonne geht auf, das Leben ist schön“.

In diesem Sinn – vielen Dank für Ihr Zuhören!

Dr. Hans-Jürgen Fraas, 1969-1989 Professor an der Universität Augsburg, seit 2000 emeritierter Professor für Religionspädagogik und Didaktik des Religionsunterrichts an der Ludwig-Maximilians-Universität München.